Herder und Schillers Wallenstein.[1])

Ich glaube einen kleinen Beitrag geben zu können zu dem grofsen Kapitel »Herder und Schiller« und damit zugleich zu Schillers Wallenstein. Die an den Entstehungsprocefs des Wallenstein sich knüpfenden Probleme sind vor kurzem durch eine tiefdringende, geistvolle Schrift von Kühnemann neu und bedeutend wieder angeregt worden. Der Verfasser unternimmt es darin, wesentliche Züge der Composition und der Charaktere des Stückes auf die philosophischen Studien und Gedanken des Dichters zurückzuführen, direct aus diesen abzuleiten; er hört fast überall den Kantianer reden und geht auch auf die grofsen dichterischen Vorläufer und Vorbilder nicht näher ein, im Ringen mit denen der mächtige Bau — eine Synthese wie alles Grofse — errichtet ward. Einem so langsam gewordenen Werke wie Schillers Wallenstein wird aber auch, man mufs es ohne weiteres wahrscheinlich finden, mancherlei zugeflossen sein und stärkere oder leisere Spuren darin gelassen haben, was etwa der Zufall der Lektüre bot und der Künstler planvoll »zum Zwecke sich gestaltete« oder unwillkürlich in Sinnen und Schaffen aufnahm. Einen solchen Zu- und Einflufs möchte ich nachweisen. Er erscheint mir der Prüfung wert und doppelt so, da er von Herder käme, dem Anreger par excellence. Ich meine einen Aufsatz von Herder, welcher Anfang 1795 entstanden und im dritten Stück des ersten Jahrgangs der Horen erschienen ist, den Aufsatz: »Das eigene Schicksal«. Körner sprach er wenig an, er fand etwas Sauertöpfisches, Anmafsendes und Predigendes in dem Ton und in der ganzen Form eine gewisse Steifheit; nur einzelnen guten Ideeen wollte er darin begegnen — ein Urteil, dem sich in unseren Tagen der Biograph Herders im wesentlichen angeschlossen hat, nur dafs Haym mit scharfem und kundigem Blick aus den Lebensbetrachtungen des Aufsatzes die Lebenserfahrungen seines Autors herausliest, »etwas von dem Staube« darin wahrnimmt, »der sich in den Falten des Mantels unseres Philosophen bei seinem eigenen Wege durchs Leben darin festgesetzt hat«. Wie dem aber sein mag, wichtig ist, dafs Schiller günstiger dachte. »Herder,« schreibt er an Goethe am 19. Februar 1795, »hat uns mit einem gar glücklich gewählten und ausgeführten Aufsatz beschenkt, worin der so gangbare Begriff vom eigenen Schicksal beleuchtet wird. Materien dieser Art sind für unseren Gebrauch vorzüglich passend, weil sie etwas Mystisches an sich haben und durch die Behandlung doch an eine allgemeine Wahrnehmung angeknüpft werden« —

[1]) Vorgetragen in der Gesellschaft für deutsche Litteratur.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Worte, aus denen sich leicht ein besonderes oder durch besondere Umstände gewecktes oder verstärktes Interesse heraushört. Solche besonderen Umstände aber dürften darin zu finden sein, dafs der Plan zum Wallenstein, der den Dichter schon seit Jahren beschäftigte, eben in jener Zeit »zu seiner Vollendung heranreifte«. Schiller fühlte sich, wie ich glaube, beim Lesen dieses Herderschen Schicksals-Artikels in eine Vorstellungswelt, in einen Kreis von Stimmungen versetzt, der ihm für sein weitschichtiges und schwerflüssiges künstlerisches Vorhaben fördernde Elemente zu versprechen schien. An Körner hatte er, wenige Tage nach dem angeführten Brief an Goethe, berichtet: »Zu dem dritten Stücke hat Herder einen Aufsatz geschickt, der in seiner Manier gar nicht ohne Interesse ist. Er handelt vom eigenen Schicksal. Du kannst dir wohl einbilden, dafs von den unbestimmten Begriffen der Menschen über Glück und Unglück, Fatum u. dgl. darin die Rede ist.« Die unbestimmten Begriffe dieser Art bezeichnen, wenn ich nicht irre, das Gebiet in Schillers Wallenstein, auf welchem Spuren einer Nachwirkung Herderscher Gedanken und Wendungen aus dem Horenaufsatz sichtbar, etliche Töne, die daher kommen, vernehmbar sind. Nicht länger als sechzehn Seiten ist dieser Aufsatz in Suphans Herderausgabe, wo er im 18. Bande mit anderen kleinen Schriften aus den Jahren 1791—1796 den Humanitätsbriefen angeschlossen ist, und bei so geringem Umfange dünkt mich die Zahl der Stellen, welche Wallenstein-Stellen verwandt sind, grofs genug, um die Annahme eines Zusammenhanges zu begründen, wenn nicht unabweisbar zu machen.

Herders Aufsatz läfst sich als ein moralisierender Essay charakterisieren, Essay im älteren, Baconischen Sinne der Bezeichnung, im Sinne einer frei auf einen Punkt bezogenen Reflexionsreihe: »dispersed meditations«. Er führt uns nach Hayms treffendem Ausdruck »an lauter bekannten Ideeen vorüber, so zwar, dafs der Begriff des eigenen Schicksals uns aus ihnen wie aus so viel Spiegeln, mit denen er umstellt ist, in immer anderer Lichtwirkung entgegengeworfen wird«. — Herders Hauptgedanke ist hier wie in jener älteren Abhandlung über die Nemesis, von deren starkem und dauerndem Eindruck auf Schiller »Anmut und Würde« wie »Der Tanz« zeugen, — für den Wallenstein wünschte er von Meyer als Titelbild eine Nemesis — der Gedanke der die moralische wie die physische Welt durchwaltenden Notwendigkeit, des unverbrüchlichen Causalitätsgesetzes. »Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu sein und zu handeln hat. — In diesem Verstande nämlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unsrer Handlungen, unsrer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatte, der unsre geistige und moralische Existenz begleitet. Dafs es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unsrer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand leugnen.« Nur unsere Aufmerksamkeit, heifst es dann weiter, sei zu blöde, um die für die Welt der mechanischen Kräfte nirgends mehr bezweifelte Wahrheit auch in der geistigen Welt, im Reich der feinsten, der wirksamsten, der schnellsten Kräfte zu gewahren. Unser Schicksal ist nach Herder unsere Art zu denken und zu handeln und zuletzt oder zuerst unsere Art zu sein, es ist, wie er es auch fafst, der Nachklang, das Resultat unseres Charakters — »die entschiedene Natur des Menschen« nannte es Goethe zwei Jahre später (26. April 1797 an Schiller) —, und so streng geordnet ist der Zusammenhang unseres Lebens wie die Phasen organi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schen Wachstums, das sprossende Laub, die treibende Blüte, der fruchttragende Baum, die fallenden Blätter. Leiden und Handeln und wiederum Handeln und Sein, so können wir in Herders Sinne sagen, sind aus einer Wurzel. Betont er in seinem Zusammenhange mehr die erste dieser Gleichungen, so verweilt Schillers Wallenstein in seiner Lage und Disposition bei der zweiten; das Gleichnis aus der Naturordnung gebraucht auch er:

Des Menschen Thaten und Gedanken, wifst,
Sind nicht wie Meeres blind bewegte Wellen,
Die inn're Welt, der Mikrokosmos ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind notwendig wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln.
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weifs ich auch sein Wollen und sein Handeln. —

»Lasset uns,« lesen wir bei Herder, »in unserm Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen«, in anderem Sinne freilich als wir unter dem unwillkürlichen Eindruck bekannter Stellen aus Wallenstein verstehen möchten. Denn der Apollo in Herders Satz ist ein rückschauender Gott, ein »Exponent« zu dem Verhältnis zwischen unserem Unglück und unserer Thorheit. »Das Buch der Zeiten,« heifst es in demselben Gedankengange, »ist in deinem Herzen«. Anders bei Schiller, aber ähnlich und anklingend: »Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.« — »In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.« — »Das Herz in uns ist sein gebietrischer Vollzieher.«

Der ewigen Consequenz der Dinge stellt Herder die Inconsequenz des Menschen gegenüber. Die ungeheuerste Consequenz herrscht im Reiche der Natur, während wir den Samen der Inconsequenz allein bei uns finden. Inconsequenz aber sei ein Attentat gegen die zusammenhangende Natur, sie strafe uns, und unser Schicksal ereile uns. Kein Verbrechen solcher Art finde Verzeihung — denn, könnte Gräfin Terzky den Gedanken weiterspinnen,

Denn recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst, es giebt
Kein andres Unrecht als den Widerspruch. —

Auch die folgende Zusammenstellung erscheint mir nicht gewagt. Herder: »Gewöhnlich legt man dem Schicksal Inconsequenzen bei und nennet diese Zufall.« Es giebt Zufälle in der Welt, und deren sind unendlich viele; um so mehrere treffen *uns*, je mehr *uns* alles Zufall ist, d. i. je weniger wir consequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas andres an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung nach festgestellten Grundsätzen, seien diese in unserm oder in einem höheren und dem höchsten Gemüte. — Schiller:

Es giebt keinen Zufall,
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das steigt aus den tiefsten Quellen. —

Kleinheit des Geistes nennt Herder ein Attentat gegen die Majestät der Natur; sie gerate leicht in einen narkotischen Glauben an sich selbst, bis stärkere Kräfte erwachen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und die kleine Schwachheit von ihrem Schicksal ereilt wird. In einer Folge etwas altmodisch anmutender Begriffspersonificationen[1]) giebt er ihr den Stolz zum Vater, die Trägheit zur Mutter, die Gewohnheit zur Amme, die Schmeichelei zur Erzieherin: »Vom frechen Stolz gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann sie anders sein und geben als was sie ist?« — Von sinnloser Gewohnheit gesäugt: die Amme Gewohnheit kennen wir aus Wallenstein:

Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
Und die Gewohnheit nennt er seine Amme,

und es ist ein analoger Zusammenhang, in dem das starke Bild hier und dort erscheint; denn auch bei Schiller wird Kraft und Schwäche, Heldenmut und kleiner Sinn, kühne Thatkraft grofser Individuen und im Herkömmlichen befangene Furchtsamkeit der indolenten Masse gegeneinander gestellt. — So wird im »Spaziergang« die Freiheit die Amme der schönen Künste genannt, und hier erscheinen auch die Erzeuger und damit eine Continuität des bildlichen Ausdrucks wie in Herders Satz:

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freiheit gesäugt, wachsen die Künste der Lust.

Der »Spaziergang« ist wenige Monate nach Herders Abhandlung entstanden; in dem Bildmotiv des Distichons einen Nachklang des genealogischen Satzes in dieser zu vernehmen ist sicherlich statthaft[2]). —

»Vermeide jeder,« beginnt ein Abschnitt bei Herder, »so viel er kann, der Sclave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.« Er empfiehlt Teilnahme am Los der anderen, aber er warnt davor, sich selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen und ihm blind zu folgen. Zwar gebe es imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu sein glauben, die Führer andrer zu sein, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es mit einem Wink zu lenken. Ihre Macht aber erstrecke sich nicht bis in die Brust des andern, und dem, der andre für sich raten, wählen, sorgen liefs, bleibe zuletzt nichts übrig, als die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eigenem Verstande aufzulösen oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal gebot, demütig zu folgen. Er solle es sich aber selber zuschreiben, wenn er dafür geachtet werde, wofür er sich selbst achtete, da er sich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigesellte. — Über das Schicksal anderer in entscheidenden Augenblicken gebieten — dem Wagen der anderen folgen — sich einer hohen Nummer beigesellen — die Macht, die sich nicht bis in die Brust des anderen erstreckt —: so viel Sätze, dünkt mich, so

---

[1]) Über »Allegorieen der Rede« handelt Herder in seiner letzten Schrift, der Adrastea (Stück 4; Suphans Herderausgabe Bd. 23 S. 320.).

[2]) Genealogische Metaphorik dieser Art begegnet bekanntlich in der antiken Dichtersprache überaus häufig; sie ist auch unserem älteren Stil geläufig. So sagt Schiller in der Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges (Gödeke Bd. 8 S. 343): »Er (Piccolomini) bat sich von ihm (Wallenstein) die Erlaubnis aus, den Gallas zurückzuholen, und Wallenstein liefs sich zum zweitenmal überlisten. Diese unbegreifliche Blindheit wird uns nur als eine Tochter seines Stolzes erklärbar.«

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

viel Parallelen, so viel Zusammenhang bezeugende Ähnlichkeiten, und die Betrachtung selbst, Richtung und Farbe der Gedanken den Meditationen in Wallensteins Munde eng verwandt:

So vielen
Gebietest du, sie folgen deinen Sternen
Und setzen wie auf eine grofse Nummer
Ihr Alles auf dein einzig Haupt und sind
In deines Glückes Schiff mit dir gestiegen.

Und:

Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
Der in der Menschen Brust mir widersteht.

Der frappanteste Zug in diesen Analogieen ist das bei Schiller wiederkehrende, nur anders gewendete Bild der hohen Nummer; es ist bei ihm mit der beherrschenden Vorstellung, der des Glückes, associiert, eine Verschiebung, die psychologisch nicht ohne Interesse ist[1]).

»Es giebt imperatorische Menschen.« — So sagt Max von Wallenstein:

Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz,

und wenn er dann fortfährt:

Wohl uns, dafs es so ist! Es können sich
Nur wenige regieren, den Verstand
Verständig brauchen. Wohl dem Ganzen, findet
Sich einmal einer, der ein Mittelpunkt
Für viele Tausend wird, ein Halt, sich hinstellt
Wie eine feste Säul', an die man sich
Mit Lust mag schliefsen und mit Zuversicht,

so begegnen wir bei Herder in diesem selben Abschnitt, der von eigenem und fremdem Schicksal handelt, weiterhin der entsprechenden Betrachtung: »Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süfsem Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines grofsen Mannes, sogar seiner Familie knüpfte; ihn liefs sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und bekräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen als dadurch, dafs der grofse Haufe sah, er befinde sich bei diesem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des grofsen Mannes sei wirklich sein besserer Genius, sein Schutzgeist.« —

‚Genius', ‚Geist' sind, wie man weifs, Lieblingsbegriffe, charakteristische Lieblingsbegriffe Herders und des von seiner Sprache beherrschten Kreises; in den mannigfachsten Verbindungen begegnen sie bei ihm. ‚Geist der Zeiten', ‚Geist der Zeit' ist besonders in

---

1) Wieder anders und wiederum vergleichbar erscheint das Motiv in Mommsens Charakteristik Sullas, des zufallsgläubigen, eines umgekehrten Wallenstein: »Seine wunderliche Gläubigkeit ist nicht der plebejische Köhlerglaube des Marius, — — — noch weniger der finstere Verhängnisglaube des Fanatikers, sondern jener Glaube an das Absurde, wie er bei jedem von dem Vertrauen auf eine zusammenhängende Ordnung der Dinge durch und durch zurückgekommenen Menschen notwendig sich einstellt, der Aberglaube des glücklichen Spielers, der sich vom Schicksal privilegiert erachtet, jedesmal und überall die rechte Nummer zu werfen.«

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den ‚Humanitätsbriefen‘ häufig, und ‚Zeitgeist‘ ist vor Herder nicht nachgewiesen[1]). So gebraucht er an einer Stelle unseres Aufsatzes ‚Genius der Welt‘ gleichbedeutend und abwechselnd mit Schicksal: »So nah nun diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, dafs der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne: denn dies Geschäft ist nichts, als zu zeigen, dafs jedes sei, was es ist.« So stehen auch bei Schiller im Anfang der Traumerzählung Wallensteins Weltgeist[2]) und Schicksal in gleichem Sinne neben einander. —

Herder spricht von inneren Warnungen, von warnenden Dämonen, deren Nichtbeachtung uns unser Schicksal bereite. »Wir fühlten, dafs wir nicht so handeln sollten, wir handelten also, und es mifslang. Da sagen wir denn: Jener Mensch ist mir immer ein fataler Mensch gewesen; ich fühlte, dafs ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon. Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal.« So fühlt Wallenstein sich vor dem, der ihm sein Schicksal bereiten wird, geheimnisvoll gewarnt, und er straft mit tragischer Ironie das innere Orakel Lügen:

Nicht jeder Stimme, find' ich, ist zu glauben,
Die warnend sich im Herzen läfst vernehmen.
Uns zu berücken borgt der Lügengeist
Nachahmend oft die Stimme von der Wahrheit.

Die vielbesprochene Stelle bleibt in einem Punkte problematisch. Ein ‚stilles Unrecht hat Wallenstein dem würdig braven Mann abzubitten‘, das unheimliche Gefühl, das in seiner Nähe ihm ‚schaudernd die Sinne überschleicht‘, und er hat doch Butler einen schlimmen Streich gespielt und mufs sich einer anderen Schuld gegen ihn, eines gethanen Unrechts bewufst sein. Seine Worte, wenn sie gleich in Illos Gegenwart gesprochen werden, decken das wirklich Geschehene zu wenig, sie scheinen es weniger verhüllen zu wollen, als vielmehr von der Intrigue mit dem doppelten Brief, die ein unentbehrliches Glied der Handlung und eine notwendige Bedingung der Katastrophe ist, gar nichts zu wissen. Sollte die Stelle nicht zu denen zu rechnen sein, an denen, wie es in Schillers früheren Dramen nicht selten der Fall, aber auch in den späteren nicht unerhört ist[3]), die Strenge des Zusammenhanges gleichsam aussetzt und

---

[1]) Nach A. Gombert. Vgl. die Anmerkung zu dem Worte (Humanitätsbriefe. Erste Sammlung Brief 11) in Suphans Herderausgabe Bd. 18 S. 609. Herder gebraucht es in folgendem Satze: »Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor allem ein Wort des Herzens, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.« — Goethe an Caroline Herder, September 1794: »Leider wirkt der Genius der Zeit so übel auf Freundschaft. Meinungen über fremde Verhältnisse zerstören die nächsten, dafs man sich nur an das, was einem noch bleibt, recht fest zu halten hat.«

[2]) Goethe, Shakespeare und kein Ende (1815): »Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist.« Herder in dem ersten Entwurf seines Shakespeare-Essays, dem Sendschreiben an Gerstenberg, 1771, (jetzt in Suphans Ausgabe Bd. 5): »Shakespeare, der Sohn der Natur, Vertrauter der Gottheit.«

[3]) Arg übertreibend Otto Ludwig, Gesammelte Schriften Bd. 5 S. 285: »Das Charakteristische in Schillers Poesie, auch der letzten Periode, scheint die Inconsequenz der poetischen Intention, die einer grofsen Wirkung durch das Ganze nicht den Reiz aufopfern kann, wo irgend Gelegenheit verführt, auch im ganz einzelnen zu wirken, sollte selbst diese einzelne Wirkung der Absicht der Totalwirkung geradezu widersprechen.«

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Lücke in der Motivierung bleibt, in diesem Fall in der Begründung einer monologartigen Betrachtung, die einem poetischen Bedürfnis der Scene die Rücksicht auf dramatische Consistenz des Ganzen unterordnet? Und sollte zur Erklärung dieser problematischen Äufserung Wallensteins nicht der Hinweis dienen können, dafs darin die angeführte allgemeine Reflexion bei Herder auf das Verhältnis Wallensteins zu Butler angewendet ist, eine Anwendung, die sich vortrefflich in die Schicksalsgedanken des Stückes fügt, mit Wallensteins Handlungsweise Butler gegenüber aber schwerer vereinbar ist? —

In den halb melancholischen Betrachtungen des Horenaufsatzes über das an die richtige Beurteilung des Zeitmomentes gebundene Schicksal klingt, wie Haym bemerkt, das Thema von der Veraltung und Verjüngung menschlicher Seelen an, das Herder in ‚Tithon und Aurora' (Zerstreute Blätter, Vierte Sammlung 1792) schön und vielseitig behandelt hatte. So klingt wiederum an jene Betrachtungen die beschaulich stimmungsvolle Gordon-Scene an, die fünfte des fünften Aktes von Wallensteins Tod. In der Jugend, heifst es bei Herder, dürfe man wagen, das Glück sei ein Weib und gefalle sich an Etourderieen der Jugend. Wehe aber dem, der von den Wagnissen der jüngeren Jahre, in denen es ihm beigestanden, nur das Bewufstsein verfehlter Pläne davontrage. »Mancher blühete wie ein Feigenbaum früh, ehe noch seine Blätter da waren, die Blüte ging bald vorüber. Mancher wie der Mandelbaum spät und bei grauen Haaren, daher er auch seine Blüte ins Grab nimmt« Der nüchterne Mann nehme sich die Sophrosyne zur Freundin, die Göttin Nüchternheit bewahre ihn vor dem Schicksal, sich selbst zu überleben. Es gebe glücklich geborene Menschen, denen alles gerate, denen alles wohl anstehe, aber »auch sie haben einen höchsten Punkt, den sie nicht überschreiten dürfen, sonst sagt das alte Sprichwort; die hohen Steiger fallen gern, die guten Schwimmer ertrinken gern.« Caesar, der diese Zuversicht zu sich in hohem Mafse und doch nicht im Übermafs hatte und sich auch in den letzten Tagen sicher glaubte, irrte sich an seinem Glück und ward ermordet. — Wallenstein zu Gordon:

So bist du schon im Hafen, alter Mann?
Ich nicht. Es treibt der ungeschwächte Mut
Noch frisch und herrlich auf der Lebenswoge.
Die Hoffnung nenn' ich meine Göttin noch,
Ein Jüngling ist der Geist, und seh' ich mich
Dir gegenüber, ja, so möcht' ich rühmend sagen,
Dafs über meinem braunen Scheitelhaar
Die schnellen Jahre machtlos hingegangen.
Wer nennt das Glück noch falsch? Mir war es treu
— — —
— — —
Zwar jetzo schein' ich tief herabgestürzt,
Doch werd' ich wieder steigen, hohe Flut
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen.

Gordon aber erinnert ihn an »den alten Spruch«:

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Mit Caesar vergleicht sich Wallenstein selbst in dem Gespräch mit Max:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was thu' ich anderes, als jener Cäsar that? —

Wenn die hier vorgetragene Combination begründet und soviel Einklang und Anklang nicht Zufall ist — und es würde doch wohl ein gar zu zufälliger Zufall sein —, so ist eine weitere und wichtigere Vermutung nahegelegt, die nämlich, dafs auch an der Einführung des Motives selber in den Wallenstein-Plan, das für Anlage und Charakter des Stückes so folgenreich werden sollte, eben der Schicksalsidee, Herders Meditationen in Schillers Zeitschrift ihren Anteil gehabt haben mögen. Eine frühere Spur dieser Idee im Zusammenhang mit dem Wallenstein ist übrigens, soviel ich weifs, nicht bekannt. Wilhelm von Humboldts Brief an Schiller, in dem er so tief in unseres Dichters künstlerische Art und Bestimmung eindringt, den Kampf eines Menschen mit dem Schicksal als den wahren Gegenstand der tragischen oder heroischen Poesie bezeichnet und in diesem Zusammenhange auch den Wallenstein erwähnt, ist erst im Oktober 1795 geschrieben, Schillers eigene, oft angeführte und oft übersehene Äufserung, das eigentliche Schicksal thue in seinem Stück noch zu wenig und der eigene Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück, steht in dem Brief an Goethe vom 28. November 1796, und wieder ein Jahr später, am 2. Oktober 1797 erwähnt er, Goethe über seine Arbeit am Wallenstein berichtend, den Oedipus. Demselben Jahre gehört auch der bekannte Aufsatz der Freunde »Über epische und dramatische Dichtung« an, der für beide Gattungen neben der physischen und der sittlichen Welt noch eine dritte fordert, die Welt der Phantasieen, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale.

Eine gewisse Congruenz der Schicksalsbegriffe bei Herder und bei Schiller läfst sich erkennen. So vag und schwer fafsbar sie bei beiden sind[1]), vermag man darin doch dreierlei zu unterscheiden: die Notwendigkeit, die unerbittliche Folgerichtigkeit des Geschehens, die Nemesis; dann, den strengeren Begriff zwanglos umspielend, den Lauf der Dinge, die Tyche; drittens eine Ate, eine geheimnisvolle Activität, ein willkürlich verfolgendes Dämonisches, eine verderbende Gottheit. Einen bösen Dämon zwar nennt Herder vielmehr den Gedanken, dafs uns das Unglück verfolge, aber er spricht doch auch von unglücklichen Familien, an die man sein Schicksal nicht knüpfen solle, und er nennt es eine Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die, wie man sage, das Schicksal ausgezeichnet hat. Ansätze also und jedenfalls der Begriff jenes irrationellen Agens finden sich bei ihm, von dem im Wallenstein nicht nur so viel gesprochen wird, das sich auch aus dem Gefüge des Stückes schwerlich wird wegbeweisen lassen, und das insbesondere in dem Doppeltraume Wallensteins und Octavios, dem allerunentbehrlichsten Gliede des dramatischen Baues, sein tückisches Wesen treibt[2]). Anregungen mithin zu der im Wallenstein, wie ich überzeugt bin, schon vorhandenen, wenn auch noch frei behandelten, die strenge ödipodeische Form, wie Schiller sie in

---

[1]) Über den Gebrauch des Wortes Schicksal bei Schiller vgl. Überweg, Gesammelte philosophisch-kritische Abhandlungen S. 459ff. und neuerdings die Zusammenstellung in der zweiten der trefflichen Programm-Abhandlungen A. Rosikats, Über das Wesen der Schicksalstragödie. Königsberg i. Pr. 1892 S. 5ff.

[2]) Auch L. Bellermanns Scharfsinn ist es, wie mir scheint, nicht gelungen, hier rationalen Boden nachzuweisen (Schillers Dramen Bd. II S. 60.).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der Braut von Messina gebraucht hat, wie von ferne ankündigenden Schicksalsvorstellung können aus Herders Behandlung des Themas geflossen sein, und es kann so auch das Fundament der Dichtung eine Verstärkung von daher erfahren haben.

Herder hat zu dem ersten Jahrgang der Horen nicht weniger als fünf Abhandlungen beigesteuert. Dies erste Jahr der Horen, 1795, zeigt ihn uns eng verbündet mit Goethe und Schiller, so dafs Haym es treffend das Jahr des ‚Triumvirates' nennen konnte. Wir wissen, wie bald der Bruch eintrat, wie Herder sich dann verstimmt von dem Schaffen und Wirken der Genossen und insbesondere auch von dem Schicksalsgebrauch in Schillers Dramen abwandte[1]). Es wäre schön, wenn in prägnanten Einzelzügen und einem wichtigen thematischen Motive von Schillers dichterischem Hauptwerk Spuren Herderscher Gedanken — ‚Hauch und Nachklang' — und damit ein Zeugnis und Denkmal jener geistigen Gemeinschaft der drei grofsen Männer gefunden werden könnte.

Anhangsweise möge hier auf Erwähnungen Wallensteins und seiner Zeit bei Herder hingewiesen werden, die demselben Jahre wie der besprochene Aufsatz angehören und auch in diesem Zusammenhange von Interesse sind. — Im Frühling 1795 erschienen die beiden ersten Teile von Herders Terpsichore, Übersetzungen aus den Gedichten eines vergessenen genialen Neulateiners bringend, dessen Namen erst der ein Jahr später veröffentlichte dritte Teil der Terpsichore enthüllte: des Elsässers Jakob Balde, geb. 1604 zu Ensisheim, gest. 1668 zu Neuburg an der Donau. Seine Lyrica und Silvae erschienen zuerst 1643—1645. Eine nicht geringe Anzahl seiner Oden und ein ganzes Buch Threnodieen sind der wirren- und greuelvollen Zeit des grofsen Krieges gewidmet, den Balde mit leidenschaftlichem, parteiischem Anteil — er gehörte dem Jesuitenorden an — durchlebte und der den düsteren Hintergrund der von Altertum und Gegenwart gleichmäfsig inspirierten Muse des »bayrischen Horaz« bildet. Herder hat im zweiten Teil der Terpsichore (in Suphans Ausgabe Bd. 27 S. 106ff.) eine Gruppe Zustände, Ereignisse und Helden des Dreifsigjährigen Krieges behandelnder Oden zusammengestellt: »Nach der Eroberung Breisachs«, »Der Tod des Helden« (Pappenheims), »Die Ehrbegierde« — ein sehr wahres Gemälde, wie Herder in der die einzelnen Stücke kurz charakterisierenden oder erläuternden Inhaltsübersicht sagt, der Politik und des Kriegsgeistes damaliger Zeiten — »Die Kriegszucht«, »An einen im Kriege vertriebenen Landsmann«, »Wirkungen des Unglücks«, »Das Rofs von Troja«, »Deutschlands Klaggesang« u. a. Zu dem Gedichte Kriegszucht bemerkt Herder: »Zu den Zeiten unseres Dichters waren Aberglaube, Zeichendeuterei, Prophezeiungen ungemein verbreitet und sehr wirksam.« Strophe 5 (im Original Str. 6):

Entfernt dem Lager bleibe das Weib. Und fern
Dem Lager bleibe nichtige Deuterei;
Dein Glückeszeichen sei, o Krieger,
Männliche Brust und gerechte Sache.

---

[1]) In dem Aufsatz Das Drama (Adrastea, Viertes Stück, 1802, Bd. 23 S. 346 und Bd. 24 S. 369 der Suphanschen Ausgabe). Vgl. dazu Haym, Herder Bd. 2 S. 180 Anmerk.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

(proelianti Auspicium dabit una virtus). — Zu dieser Odengruppe gehört auch ein Gedicht, bei Herder mit der Überschrift ‚Wallenstein', bei Balde an einen Domitius Bascaudus gerichtet, cum de Alberti Wallensteinii, Fridlandiae Ducis, funesto exitu verba fecisset, und überschrieben: Malo viro nil prodesse. »Die Laufbahn,« heifst es in Herders Bemerkung zu der Ode, »dieses unternehmenden, glücklichen, stolzen, anmafsenden Feldherrn ist durch die Parallele mit dem Sejan, dem Liebling des Tiberius, im kurzen fest gezeichnet.« Nach fünf horazisch moralisierenden Strophen führt der Dichter antike Beispiele des Unbestandes von Glück und Gröfse an[1]), um mit Wallenstein, dem Anlafs dieser Betrachtungen, zu schliefsen:

Goldestrunken erlag Crassus; wie Hannibal,
Selbst vom Siege besiegt, unter der Beut' erlag.
Jene wiedergefundne
Gemme drohte dem Polykrat.

Zugezählet wird einst diesen Geschichten auch
Wallenstein. Wie ein Dampf flammet' er und erlosch,
Er, ein Balle[2]) des Glückes,
Er, ein Märchen erhab'ner Macht.

Hochmutschwindelnd ersah er des Sejanus Bahn
Sich zum Laufe; da trug ihn auch Sejanus' Pferd[3]).
Übereilet und stolpernd
Stürzt' es nieder; er brach den Hals.

(Haustu, Crasse, jaces ebrius aureo.
Vindex Hannibalem perdidit annulus,
Et nolens bene perdi
Clarum gemma Polycratem.

His, Alberte, viris annumerabere,
Bellorum vapor ac foeda catastrophe:
Fortunae pila quondam et
Magni fabula nominis.

---

[1]) Auch unter diesen einen künftigen Gegenstand Schillerscher Dichtung.

[2]) Die sprachlich wohlbegründete und in Herders Sprache nicht abstechende etwas altertümliche Form »Balle« hätte A. W. Schlegel in seiner schönen, dem lateinischen wie dem deutschen Balde gleich gründlich gerecht werdenden Recension der Terpsichore (Jenaische Litteraturzeitung 1797; Werke Bd. 10 S. 405) nicht als unrichtig bezeichnen sollen. — Die schwache Form (mhd. der balle neben der bal) gebraucht Goethe, Elpenor 1, 4 (gedruckt zuerst 1806): Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte.

[3]) Bekanntlich vielmehr des Sejus. Die tragische Geschichte dieses Schicksalspferdes erzählt Gellius im dritten Buch (9, 1—6) der Attischen Nächte: Hinc proverbium de hominibus calamitosis ortum dicique solitum ‚ille homo habet equum Sejanum'. — Die seltsame Verwechselung selber könnte an ein schadenfrohes Fatum denken lassen, wenn man liest, dafs eine der beiden Quellen des Gellius ein Buch »Quaestiones confusae« war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Implentem tumidis ambitionibus
Sejani stadium nempe et equus tulit
Sejani properatis
Collapsus male passibus.)

Niemand, sagt Herder in der trefflichen Charakteristik, dem »Kenotaphium« Baldes, die er der im dritten Teil der Terpsichore übersetzten Nachlese aus dessen Gedichten vorangestellt hat, werde es dem römisch-katholischen Geistlichen, der eine Zeit lang dem Hofe zu München predigte, verdenken, dafs er im Dreifsigjährigen Kriege die Partei der Ligue nahm, deren Haupt sein Kurfürst war, dafs Tilly sein Held ist, dafs er die Siege des österreichischen Hauses feiert, dafs ihm das Glück der Schweden, selbst Wallensteins Glück verhafst war, und dafs er die Unthaten seiner Gegner sehr zur Schau stellt. »Leider war dies die sogenannte Staatsraison beider gegeneinander sehr erbitterten Parteien. Dreifsig Jahre zogen die Kinder Deutschlands in ihrem eigenen Lande umher, um allenthalben die Brust der Mutter zu verwunden, die Gebeine ihrer Brüder zu zertreten. Es war kein Religions-, sondern ein Plünderungs- und Raubkrieg, der den herumziehenden Horden wohlgefiel[1]), den sie also auch wohl verewigt wünschten. Je länger die Verwüstung währte, desto parteiloser ward jedermann.« Auch bei Balde bemerkte man zuletzt keine Parteilichkeit mehr, während er früher »sich von seiner genommenen Partei so aufbringen liefs, dafs er z. B. über den an Wallenstein begangenen Mord frohlockte.«

Baldes vom Parteihafs dictierte Ode auf Wallensteins Tod hat Herder, um »zur Ehre des Dichters jede Spur solcher Fehler von der Terpsichore fern zu halten«, nicht übersetzt, und so hat sie vermutlich und höchst wahrscheinlich auch Schiller nicht kennen gelernt, so sehr ihn der von Herder auferweckte Dichter ansprach[2]). Auch

---

1) Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auch hier im Prolog neben der Schilderung der Kriegszeit der Hinweis auf den Gegensatz der Parteien. — ‚Horde' in diesem Sinn ist nach dem Deutschen Wörterbuch erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in der edleren Sprache gebräuchlicher.

2) An Körner 17. Mai 1795: »Soweit ich darin las, ist es eine sehr glückliche Arbeit, und ein solcher Dichter war es in jedem Betracht wert, in einer so schönen Form aus der Vergessenheit aufzustehen.« Körner rühmt Balde (an Schiller 22. Mai 1795) viel Originalität und sehr glückliche Ideeen nach; Schiller wünschte dringend, dafs er eine Recension der Terpsichore übernähme (2. und 12. Juni 1795). — Goethe an Herder, Mai 1795: »Recht herzlich danke ich für deinen Dichter, er bleibt bei jedem Wiedergenufs derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren.«*) Auch noch bei spätem Rückblick spricht Goethe in den

---

*) Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, Siebente Sammlung, 1796 (Suphan Bd. 18 S. 114): Mithin halte ich nicht nur für keine Schande, wenn man uns Nachahmung vorwirft; vielmehr vermehrt es den Reichtum unsrer Gedanken und Wendungen, unsrer Vorstellungs- und Sprachweisen, wenn wir, wie keine andre Nation thun kann, die Gestalt fremder Idiome mit überlegendem Verstande und weiser Hand nachbilden. — — Die Ananas, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint, trägt nicht umsonst eine Krone.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

würde er in dem Gedichte nur die Auffassung und Darstellung vom Fall und Ende seines Helden wiedergefunden haben, wie er sie aus der (ebenfalls von Jesuitenhand verfafsten) Schrift, der er als Geschichtsschreiber widerstrebend gefolgt war, hinlänglich kannte. Uns heute, wenn wir diese leidenschaftlichen und wiederum barock verkünstelten Strophen lesen, in deren sapphischem Schema die vertrauten Schillerschen Gestalten sich seltsam ausnehmen, werden sie zu einem lehrreichen Commentar be-

Annalen (Hempel Bd. 17 S. 35) mit Wärme von Baldes Gedichten: »Von reichem Zeitgehalt, mit deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer willkommen gewesen; kriegerisch verworrene Zeitläufte aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von gestern, was unsere Urvorfahren gequält und geängstigt hatte.« — Anklänge an Balde-Herder in Schillers gleichzeitigen Gedichten fehlen nicht ganz. So erinnern einige Züge in Baldes schwungvollem Hymnus ‚Götterleben' an Schillers ‚Ideal und Leben':

Dich besing' ich, wahres Leben,
Süfses Leben, Götterleben,
Das kein Alter je beleidigt,
Keine Hora neidend kürzet,
Das in Paradiesesströmen
Nektar uns und Milch und Honig, Seligkeit und Freude strömet.
Wo im Purpurlicht Aurorens
Unverwelkt der Freundschaft Rose
Und der Liebe Rose blühet. — —
Jene feiern in Triumphen
Schwere, frohbestand'ne Leiden,
Schauen unter sich die Erde,
Eingehüllt in Blitz und Wolken
Und in dunkle Nacht und Nebel. — —
Sie in ew'ger Friedensaue
Werden nie des Friedens müde.
Ihre Dienstbarkeit ist Freiheit,
Ihre Thätigkeit Erquickung,
Einklang ihre Wechseltöne,
Harmonieen ihre Zwietracht; all ihr Leben ist Gesang. —

Mit Schillers Distichon »Wahl«:

Kannst da nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk,
Mach' es wenigen recht, vielen gefallen ist schlimm.

hat F. Jonas (Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte Bd. 1 S. 159) Balde-Herder, »Der Beifall« (Bd. 27 S. 135) zusammengestellt:

Allen immer gefallen ist ein Glücksspiel,
Wenigen gefallen ein Werk der Tugend,
Wenn's die Besseren sind. Gefallen niemand
Schmerzet und kränket.

Soll ich wählen? Ich wählte gern die Mitte,
Wenigen gefallen und nur den Besten.
Aber unter beidem, ob allen oder
Keinem? — O keinem!

(Vgl. den Schlufs der Ode ‚Die Gegenwehr' — 27, 150 —:

Fahr' also fort du,
Tapfer zu handeln und zu mifsfallen.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kannter Stellen im Prolog zu Wallenstein; sie versetzen uns in ihrer Weise ‚auf jene fremde kriegerische Bühne‘ und in die jetzt gerade ein Jahrhundert zurückliegende Zeit des ersten Werdens der unvergänglichen Tragödie[1]).

[1]) Mit Weglassung der Anfangsstrophen — Mercur, von Eger nach München kommend, bringt selber die frohe Kunde von Wallensteins Ende (»bestia vixit«) — der sechs Schlufsstrophen — Jubel über die gelungene That und Anruf an den Gott — und einiger zopfig amplificierender Zwischenstrophen folgt hier die Ode. Der lateinische Balde ist, wie schon zu Schlegels Zeiten, »nicht in aller Händen«.

Ordiar. Linguis, populi, favete.
Cuncta Fridlandus violens ab imo
Imperi pessum solio daturus,
Credite, vixit.

Ordinem fati seriemque pando.
Pone se Pilsna timide relicta
Multa volvebat nocitura moerens
Solus in arce.

Proditis ergo moriemur armis?
Mene deceptum reditu Galassus
Lusit, et vanus titulos honoris
Caesar ademit?

Sunt tamen vires, quibus ima summis,
Summa miscebo metuendus imis:
Est adhuc nervus gravidaque nummis
Miles in arca*).

Largus argenti super arva sparsi
Colligam plenis aciem maniplis,
Quanta ferratae crepitare numquam
Coepit aristae. — —

Austrios Bojis, Laribus Penates,
Patribus natos furibundus una
Caede confundam, penitus revulsa
Stirpe nepotum.

Inter haec noctem roseus supremam
Vesper emissis revocabat astris,
Sole sub terras abeunte serae
Tempore brumae**).

Quando (sic Divi voluere) pulcrae
Lucis Heroes animaeque magnae
Dulce conjurant tacitoque claudunt
Pectore foedus.

Fida Butleri manus et valentis
Certa Gordoni penetrare aënas
Tegminis squamas celebrisque comi
Leslius astu.

Ille Fridlando catus obsequentes
Duplici nutus simulare vultu
Clam cruentandis epulum paravit
Funebre mensis.

Huc Thyesteae properant ad aram
Victimae: pingui bove major Ilo,
Terskii venter, Nyemannus audax,
Kinskius acer.

Jamque bellaces animos movebat
Vena diffuso calefacta vino,
Et voluptatis stimuli subibant
Martis amorem,

Cum Geraldini subito caterva
Lene suspenso pede venit et, qua
Flexa postico via dimovetur,
Irruit aulae***).

‚Vivat Augustus‘ fremuere, ‚Ferdi-
Nandus et regnet! simul ense tota
Solvitur stricto scelerum quadriga et
Sanguine rorat.

Ilo dum contra furit ire ferro,
Membra concisus. Reliqui nocentem
Spiritum venti trucis instar efflant,
Qua data porta. — —

Mox ad Albertum. Caput addituro
Devero Fatis dolus anne virtus
An Deus? certe bene fortuitam
Praebuit hastam. —

*) Schiller, Geschichte des Dreifsigjährigen Krieges (Gödeke Bd. VIII S. 346): »Sie sehen,« erwiderte jener, »vierzigtausend Armierte (Ducaten mit geharnischten Männern) in der Truhe.«

**) 25. Februar.

***) Wallensteins Tod 5, 2:

Buttler.
Ich hab' des Orts Gelegenheit erkundigt,
Durch eine hint're Pforte führ' ich euch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ter pede illiso tremuere postes,
Ter pedem illisum repulere postes,
Cessit insultu patefacta late
Janua quinto.

Heic supra lectum residere visus
Ille Germanae Catilina Romae,
Qualis immani jacuisse fertur
Cacus in antro.

Proditor! (sed mox gelat horror artus,
Stant comae, multi pavor errat oris).
Tune Romanum, male sane, perdes
Funditus orbem?

Dixit et contra meditatus ictum
Qua potest tota latus hausit hasta.
Ille singultans animam stupentem e-
Jecit ad Umbras. —

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ter pede illisc mox gelat horror artus,
Ter pedem illi multi pavor errat oris).
Cessit insultu m, male sane, perdes
J unditus orbem?

Heic supra lec a meditatus ictum
Ille Germanae a latus hausit hasta.
Qualis immani animam stupentem e-
C ecit ad Umbras. —

Grauskala #13 B.I.G.
C Y M
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf